

Wohnen & mehr

Unter dem Motto «Planen – Bauen – Wohnen, nachhaltig – zukunftsorientiert – visionär» lud die SP Kanton Zürich am vergangenen Samstag zur Tagung «Innovative Wohnformen» ins Mehr-Generationen-Haus Giesserei in Winterthur ein. Für ein breites Spektrum an Ideen und Konzepten war gesorgt.

Nicole Soland

«Was für die 68er Generation die freie Liebe war, ist für die heutige Generation das Wohnen: Es steht in der Wertehierarchie ganz oben.» Mit diesem Zitat aus einem Artikel von Felix E. Müller in der 'NZZ am Sonntag' gab der Moderator, 'Hochparterre'-Chefredaktor Köbi Gantenbein, den Teilnehmenden zum Start gleich was zum Schmunzeln mit. Zur Begrüssung sprach sodann Nationalrätin und Regierungsratskandidatin Jacqueline Fehr. Die Planung von Wohnraum könne im schlechten Fall Probleme schaffen, im guten aber auch Probleme lösen, sagte sie. Das Wohnen sei einerseits ein «Zukunftsthema» wegen des demografischen Wandels; in absehbarer Zeit werde die Hälfte der Alten beispielsweise keine direkten Nachkommen mehr haben. Dies, weil ein Drittel der Bevölkerung keine eigenen Kinder hat beziehungsweise solche, die weit weg wohnen und sich deshalb nicht um ihre alten Eltern kümmern können. Bezahlbarer Wohnraum für ältere Menschen sei deshalb zentral. Andererseits seien immer mehr Familien nicht traditionelle, sondern Patchworkfamilien, weshalb flexibler Wohnraum das Gebot der Stunde sei. Jacqueline Fehr erinnerte noch daran, dass auch die Frage danach immer akuter werde, welchen Teil seines Einkommens man fürs Wohnen aufwenden wolle. Ein zweites Grusswort sprach Yvonne Lenzlinger; die ehemalige WOZ-Journalistin wohnt in der «Giesserei» und richtete somit quasi als Gastgeberin das Wort an die TagungsteilnehmerInnen.

Na-Na-Nachbarschaft!

Der Autor des 80er-Jahre-Klassikers *bolo'bolo*, der sich P.M. nennt und mit bürgerlichem Namen Hans E. Widmer heisst, präsentierte die Versuchsanordnung, welche die Genossenschaft NeNa1 anstrebt, die sich von seinen Büchern inspirieren lässt: 500 Leute in einer dichten Blockrandüberbauung, die gemeinsam 80 Hektaren Landwirtschaftsland besitzen, das der Selbstversorgung dient, denn «Essen ist

noch wichtiger als Wohnen». Das Produzieren, Kochen und Essen von Nahrungsmitteln gebe viel zu tun, mache aber, gemeinsam angepackt, auch Spass. 50 Prozent der Haushalte in Zürich brauchten heute schon Hilfe, fuhr er fort; künftig gehe es nicht mehr ohne «neue Nachbarschaften». Gleichzeitig führten diese zu «weniger Zwangsmobilität, dafür mehr Power». Und Verdichtung müsse von Innen heraus gelebt werden: «Es kann nicht nur jene Dichte gemeint sein, die mehr Rendite für andere bedeutet.» Kurz: «Die blosse Unterbringungsstrategie der Linken genügt nicht mehr, wir müssen das Wo-wo-Wohnige um Na-Na-Nachbarschaft ergänzen.»

Christian Schmid, Soziologe am Departement Architektur der ETH Zürich, begann sein Referat mit der Abstimmung über die Masseneinwanderungsinitiative: Jene Gemeinden im Kanton Zürich, die damals mit den grössten Ja-Stimmen-Anteilen aufwarteten, seien auch jene, in denen es keinen «Dichtestress» gebe. Allerdings sähe es dort auch anders aus, hätten wir in den 1990er-Jahren nicht «die Wiederentdeckung des Städtischen» erlebt. Heute könne sich jedoch auch der Mittelstand die Stadt nicht mehr leisten, was dann dazu führe, dass in Gemeinden wie etwa Dübendorf «die einen das Dorf nicht mehr finden und die andern die Stadt nicht»... Er fragte sich weiter, warum in Zürich «nur die Innenstadt städtisch» sei; es müsste doch möglich sein, auch andernorts «Stadt, also urbane Qualität, zu kreieren». Christian Schmid zeigte dazu Bilder aus dem Zürcher Kreis 4 mit seinen Erdgeschossnutzungen und kontrastierte sie mit Bildern aus Zürich-Nord und Freienbach, wobei er von dort Aussenräume zeigte, die so aussahen, als seien sie speziell dafür gemacht, potenzielle NutzerInnen abzuschrecken. Womit er gewissermassen das tat, was er vorher kritisiert hatte, nämlich zeigen, dass in Zürich nur die Innenstadt städtisch sein kann...

Ein ebenso weites Feld beackerte Ricarda Pätzold, Stadtforscherin am Deutschen Institut für Urbanistik in Berlin. Zentral für die Urbanität seien nach wie vor die Nischen – «die zurzeit ausgeräumt werden». Der Prenzlauer Berg etwa sei bereits «super-gentrifiziert», doch «Luxuswohnungen sind, wenn abgeschottet, noch rentabler»; das Bild vom städtischen Leben gleiche immer mehr einer «Wattewelt», und gleichzeitig wachse «die Unzufriedenheit mit dem Rest». Man baue sich sein «Dorf in der Stadt» – und gleichzeitig sei damit zu rechnen, dass Ortschaften auf dem Land «aufgehoben»

werden müssten, weil sie nicht mehr überlebensfähig seien.

Marie Glaser, Dozentin am ETH-Wohnforum fasste zusammen, dass sich Wohn- und Lebensformen verändern, und betonte, dass die «urbane Renaissance» die Kluft zwischen sozialer und ökonomischer Lage vertieft und die Frage danach nicht einfacher macht, was «zahlbarer Wohnraum» sei. Durch Zuwanderung und gesellschaftlichen Wandel entstünden neue Wohnkulturen, die Standards seien gestiegen; seit 1998 sei in der Schweiz das städtische Wachstum höher als das ländliche. Doch Sanierungen und Ersatzneubauten führten zu höheren Mietzinsen, womit viele ehemalige StädterInnen verdrängt würden; zudem werde der preisgünstige städtische Wohnraum weiter verkleinert. Dafür werde nun das «vor 20 Jahren noch kaum angedachte» Mehrgenerationenwohnen zum Thema.

Der Mitinitiator des «Urban Agriculture Netz Basel», Bastiaan Frich, schlug sodann den Bogen zurück zu P.M., indem er über einige der rund 50 Projekte berichtete, die 'sein' Netz in den letzten Jahren auf die Beine gestellt hatte. Es gehe dabei immer in irgendeiner Form ums Essen, sagte er, vom Kultivieren von Gemüse über dessen Verarbeitung und Genuss bis hin zum Kompostieren der Überreste. Und er zeigte spannende Bilder, von «mobilen Gärten» in Palettenrahmen, vom Gemeinschaftsgarten Landhof, von der Aktion «Keinkaufswagen».

Gute Ideen, weiter Weg

Angesichts der an dieser Tagung präsentierten Gedanken und Konzepte lässt sich festhalten, dass die Probleme erkannt und neue Ideen vorhanden sind. Wohin allerdings die Reise in der politischen Realität gehen soll, darüber wird man noch diskutieren müssen. So gut beispielsweise die Ideen von P. M. tönen, so richten sie sich doch kaum an die breite Masse. Oder anders gesagt: Auch wenn es nicht mehr 'in' sein sollte, bloss für die Unterbringung der Menschen zu sorgen, so wird es doch weiterhin Menschen geben, denen genau damit gedient wäre – weil sie nämlich keine Zeit und/oder Lust haben, im Gemeinschaftsgarten zu wirken, sich bei partizipativen Projekten einzubringen, bei der Kinderbetreuung zu helfen oder Gemüse fürs Gemeinschaftssüppchen zu rüsten. Diese Menschen deswegen einfach dem sogenannten freien Wohnungsmarkt zu überlassen, kann es ja nicht sein. Auf die guten Ideen müssen folglich gute Taten folgen. Wir sind gespannt.